

Vorwort

Dass der Titel dieses Buches, sein Inhaltsverzeichnis und sein Abbildungskonvolut wie das Bodenmosaik eines ‚asaroton oikos‘ – eines ungefegten Fußbodens im Speisesaal nach dem Essen – aussieht, ist gänzlich die Schuld des Verfassers, der darüber aber gar nicht so unglücklich ist, denn die Idee zu diesem Buch war im Laufe der letzten 15 Jahre einem dauernden Transformationsprozess ausgesetzt, der durch zahlreiche Reisen in die antiken Siedlungen und Städte der Mittelmeerwelt in Gang gehalten und – um im kulinarischen Bereich zu bleiben – genährt wurde. Die anfängliche Idee, die Vielfalt der Probleme mittels einer Systematik und mit übergreifenden Kategorien in den Griff zu bekommen, musste bald einmal aufgegeben werden, denn die von der Lektüre und vom Schreibtisch bekannten theoretischen Kategorien erwiesen sich bei der empirischen archäologisch-historischen Analyse der einzelnen Paradigmen *in situ* als wenig brauchbar. Die Zeit der zuversichtlichen Verallgemeinerungen hat sich klammheimlich und unter Hinterlassung eines Vakuums verabschiedet. Dieses immer unbequemer werdende Vakuum aufzufüllen, gelingt nicht ohne weiteres. Die Dinge sind nicht immer so wie sie heissen. Zwischen den Wörtern und ihren Bedeutungen sind Lücken entstanden, durch die man hindurchblicken kann und aus denen uns die Aporia – die Ratlosigkeit – entgegengrinst. Die Flut multipler und neuartiger Informationen dringt asyndetisch auf uns ein, ohne dass sich sogleich ein handgreiflicher Erkenntnisgewinn einstellt. Im Laufe der Arbeit setzte sich die Erkenntnis durch, dass kein Paradigma und kein Fall einem anderen wirklich ähnlich ist, und dass der anfängliche Wunsch nach einer Theoriebildung von den einzelnen Fallstudien konstant unterlaufen wird. Ich musste mich mit der Tatsache abfinden, dass jeder noch so vielversprechende übergreifende Titel von den einzelnen Fallstudien gleichsam von unten ‚angenagt‘ wurde, sodass ich mich zur Mikrohistorie entschloss. Den Fallstudien mussten erklärende Untertitel beigegeben werden. Ziel der Untersuchung konnte es nicht sein, irgend welche Spielregeln aus dem Bauverhalten der spätantik-frühchristlichen Zeit herauszulesen, denn die Umnutzung alter Bauten – ich möchte dies mit *Chresis* benennen – erfolgt nicht nach vorgegebenen Mustern und Plänen, sondern sie ist ganz an die örtlichen und individuellen Verhältnisse gebunden, und entfaltet sich gleichsam ‚*ad hoc*‘. Übergreifende Moden, Denkformen oder gar Stile lassen sich in diesem Bereich kaum nachweisen. Folgerichtig müsste man zugeben: es war einmal so, und das andere Mal anders. Was für ein Kollaps der wissenschaftlichen Kategorien!

Wenn man sich aber einmal angefreundet hat mit dem ‚asaroton oikos‘, dann bleibt doch noch etwas zum Essen übrig: ein Essen ‚de longue durée‘ freilich, denn die Thematik der Christianisierung bringt es mit sich, dass nicht nur die Monumente, sondern auch die in diesen wohnenden Menschen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und Veränderung verfolgt werden müssen. Die städtebauliche Ausbootung des Heidentums ist ein lange dauernder und alles andere als linearer Prozess. Wer daran teilnehmen möchte, und zuschauen möchte, wie sich die Monumente im Laufe der Zeit verändern, benötigt die Geduld, die Resultate einer stratigraphischen Grabung zur Kenntnis zu nehmen. Grabungsergebnisse und Funde aus Grabungen sind daher stets berücksichtigt und abgebildet worden, wo immer sie etwas zur ‚Transformation of the Roman World‘ beitragen.

Nachdem die ‚Christliche Archäologie‘ jahrzehntelang ihr Interesse auf die Wechselwirkung zwischen den großen Kunstzentren und den Provinzen und auf die Bautypologie gelenkt hat, ist es an der Zeit, andere Phänomene in den Blick zu nehmen bzw. eine Drehung am Kaleidoskop der Sehweisen vorzunehmen. Die Thematik dieses Buches könnte etwa umschrieben werden mit ‚Christianisierung und Umnutzung von Städten, Bauparzellen, Gebäudekomplexen, Landschaften, Gebirgen und Wüsten‘. Lecker ist dieses Ungetüm nicht, aber es trifft die Sache. Mit Christianisierung ist das Prozesshafte angesprochen: Was spielt sich ab, wenn christliche Bauherren in einer römisch-paganen Stadt allmählich das Sagen haben? Mit welchem Selbstverständnis bringen sie ihre Ideen zur Geltung? An was für einer topographischen Lage und mit was für einem Anspruch werden die Kirchen erbaut? Die Schulbuch-Antwort ‚man baute dreischiffige Basiliken‘ ist spätestens durch den XI. internationalen Kongress für christliche Archäologie in Lyon (1986) in eine neue Richtung gelenkt worden. Aus der Perspektive des Lyoner Kongresses hätte sich ein Titel wie ‚Die Entstehung der christlichen Stadt‘ empfohlen, aber dieser Titel hätte die irrige Vorstellung insinuiert, dass die Christen einen eigenen Typus von Stadt geschaffen hätten, der sich von der römischen Stadt unterscheidet. Davon kann keine Rede sein. Die Christen hatten sowohl das Glück als auch das Pech, zu einer Zeit in den alten römischen Städten bauen zu müssen, als diese Städte sich allmählich zu entvölkern begannen. Nicht die Ausbootung des Heidentums durch die Christen, sondern die Schrumpfung der wirtschaftlichen Basis, der allmähliche Rückgang der Bevölkerung seit dem 3./4. Jahrhundert, der immer größer werdende Gegensatz zwischen Reichen und Armen sowie

die massive Konzentration von Reichtum in privater Hand waren die Hauptphänomene, mit denen die Städte des 4.–7. Jahrhunderts zu kämpfen hatten. Während die christliche Kirchenarchitektur in den meisten Städten diskret in der Stadtkulisse verschwand, teilten sich die durch Entvölkerung bewirkten Veränderungen im Stadtbild in Form von ‚Leerstand‘, Verfall, Abbruch und Umnutzung viel stärker mit. Diese Phänomene waren als solche zwar nicht neu, aber in der Spätantike häuften sie sich im Stadtzentrum und veränderten seine Optik. Dabei entfaltete sich eine neuartige Ästhetik, die mit dem wiederverwendeten Material nicht nur neuartige Akzente setzte, sondern auch neue Inhalte abdeckte. Diese Inhalte stehen im Zentrum dieses Buches: sie werden nicht in erster Linie von Texten und Inschriften, sondern von den Bauten selbst und von ihrer Topographie ausgesandt. Einer tiefsinnigen Symbolik soll nicht das Wort geredet werden, aber die Topographie soll zum Sprechen gebracht werden, denn die Topographie kann reden, und sie bedient sich dabei einer eigenen Rhetorik. Mit der Wahl eines Bauplatzes gibt der christliche Bauherr bekannt, welche geschichtliche Bedeutung er für sich und seine Kirche in Anspruch nimmt. Die Transformation des Stadtbildes kam in dem einen Fall mehr durch die neuartige Topographie christlicher Kirchen, im anderen Fall mehr durch die Umnutzung der kaiserzeitlichen Nutz- und Repräsentationsarchitektur zustande. Gänzlich neue Akzente setzte das Mönchtum auf dem Lande und im Gebirge. Aus der Einmann-Ermitage in der Wildnis konnte sich unter Umständen ein überregional wichtiges Pilgerzentrum mit monumentalem Anspruch bilden. Häufig traten Klöster in das von den griechisch-römischen Herbergen und *stationes* hinterlassene Vakuum an den großen Verkehrsstraßen, und leisteten damit einen Beitrag zur Bewältigung des lokalen und überregionalen Pilgerverkehrs. Einen innovativen Beitrag zur Urbarmachung ariden Landes leistete das Christentum mit der Besiedlung von Einöden und Halbwüsten mit Ermitagen und Klöstern – man denke an die Halbwüste Judäa. Wüstenähnliche Landstriche und felsige Täler gewannen eine bisher nie dagewesene Attraktivität, und forderten die Phantasie der Klosterarchitekten und der Ingenieure zu neuartigen Leistungen heraus. Man kann es nicht übersehen: das Mönchtum und der Klosterbau gehören zu den überragenden Leistungen des Christentums. Beide haben nicht nur neue Formen der Wahrnehmung des Landes

generiert, sondern dieses mitsamt den Einöden, Bergen und Tälern mit neuen Formen von Bauten geprägt. Die Christianisierung und Transformation der spätromischen Welt betrifft in gleichem Maße Stadt und Land.

Die ersten Kapitel dieses Buches entstanden während eines einjährigen Aufenthaltes als Richard-Krautheimer-Fellow an der Biblioteca Hertziana in Rom. Danken möchte ich den beiden damaligen Direktoren, Christoph L. Frommel und Matthias Winner, sowie den Mitarbeitern der Hertziana, die meine Arbeit bereitwillig unterstützten. Freundliche Aufnahme fand ich stets am Deutschen Archäologischen Institut, wo vor allem Horst Blanck, Richard Neudecker und Franz Alto Bauer meinen Desideraten entgegenkamen. Den Direktoren Paul Zanker und Dieter Mertens danke ich für ihre zuvorkommende Gastfreundschaft. Herzlichen Dank schulde ich Frau Dr. Anna Zevi, Soprintendente Archeologo di Ostia antica, Frau Dr. Lidia Paroli sowie Frau Dr. Rita Santolini für großzügig gewährte Fotoerlaubnis in S. Giovanni e Paolo, Ostia und Pianabella. Die Teilnahme an den Tagungen der ‚European Science Foundation‘ mit dem Thema ‚The Transformation of the Roman World‘ eröffnete zahlreiche neue Perspektiven. Danken möchte ich vor allem Javier Arce, Xavier Baral, Carlo Bertelli, Michelle Brown, Peter Brown, Guglielmo Cavallo, Niels Hannestad, Richard Hodges, Jörg Jarnut, John Mitchell, Marco Mostert, Patrick Périn, Jean-Marie Sansterre, Bryan Ward-Perkins und Ian Wood.

Für anregende Gespräche und unkomplizierten Informationsaustausch danke ich Achim Arbeiter, Franz Alto Bauer, Massimo Bernabò, Sible de Blaauw, Johannes Deckers, Justino Maciel, Avram Negev, Lidia Paroli, Patrizio Pensabene, Christine Strube, Joachim Szidat, Yoram Tsafir und Fausto Zevi. Herzlichen Dank schulde ich schließlich meinen treuen Basler Assistenten und Mitarbeitern Felix Ackermann, Philippe Büttner, Anja Kalinowski und Hans-Peter Wittwer. Felix Ackermann und mein Sohn Janu haben mich kompetent und geduldig mit dem Programm Photoshop vertraut gemacht.

Der Bertha Hess-Cohn Stiftung in Basel danke ich für einen namhaften Druckkostenzuschuss.

Beat Brenk

Basel, im August 2001

GRATIA BERGER IN MEMORIAM